31761 05309049 4

Navall, Dederich
Mennonitentum in der
Ukraine

BX
8119
U4N3

Dr. Dietrich Neufeld

Mennonitentum in der Ukraine

Schicksalsgeschichte Sagradowkas

1922

Mennonitentum in der Ukraine.

Schicksalsgeschichte Sagradowkas.

Von

Dr. Dietrich Neufeld.

1922

Selbstverlag. Emden, Große Osterstraße 37.

BX
8119
U4N3

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Dr. Dietrich Neufeld, Emden,
Große Osterstraße 37.

Gedruckt in der Druckerei M. Wilkens, Emden.

Von demſelben Verfaſſer iſt erſchienen:

1. **„Ein Tagebuch aus dem Reiche des Totentanzes (Süd-Rußland)“.** 1922. Selbstverlag, Emden.

Preſſe-Aeußerungen:

„Die Aufzeichnungen des Verfassers sind unmittelbar während der Ereignisse selbst vom 15. September 1919 bis zum 5. März 1920 niedergeschrieben worden; sie gewinnen gerade dadurch eine hervorragende Anschaulichkeit und halten den Leser von Anfang bis zu Ende in Atem . . .!“

(„Deutsche Warte“), Prof. Dr. G. Mentz-Jena.

„ . . . Das ganze ist auf eine so feinfühlende und zutreffende Weise geschildert, daß es (das Buch) aufs wärmste empfohlen werden kann. Der Schreiber versteht es, die Ereignisse so ergreifend darzustellen, daß man das Buch kaum hinlegen wird, bevor man es durchgelesen hat. Ich bin davon überzeugt, das Buch wird ein bleibendes Literaturwerk sein . . .“

Prof. Ewert, „Vorwärts“, Kansas (U. S. A.)

„Die Schrift von Dietrich Neufeld gibt uns einen ganz ergreifenden Eindruck davon, wie die grauenvollen Ereignisse sich in einem feinempfindenden Herzen und in der Seele eines Menschenkindes wiederspiegeln, das all das Furchtbare selbst miterleben mußte. Man wird an die „Totentanz“-Zeichnungen eines Hans Holbein oder Alfred Rethel erinnert, wenn man diese Tagebuchblätter liest.“ „Mennonitische Jugendwarte“.

„Er is een merkwaardige objektiviteit in de karakteristiek der verschillende machthebbers, onder wier wisselend regiem onze weerloze Kolonisten hadden te leijden. Der schrijver scheldt nergens . . hoe levendig en aanschouwelijk de schrikkelijke Dagen ons hier ook voor oogen gesteld worden, nergends wordt zijn boekje ontsierd door uitbarstingen van haat. De man, die deze dagboek heeft geschrevend, kennt blijkbaar de behoefde om de menschen, ook in keen verste afdwalingen, zielkundig te begrijpen. En niet alleen de menschen, maar ook de bewegingen . .“

„De Zondagsbode“.

2. **„Zu Pferd 1000 km durch die Ukraina,“** 1922. Emden, Selbſtverlag, Gr. Olterſtr. 37.

Die Schrift schildert die abenteuerliche Rückkehr von drei Kriegsgefangenen, die aus dem Weltkriege gelernt haben: „Menschheit, des Hassens ist genug!“

3. **„Die Einheits- und Arbeitsschule in Sowjet-Rußland“.** Aufſatz in den „Neuen Bahnen“.

4. **„Das russische Problem“.** Großer politiſcher Aufſatz über die derzeitige Lage in entwickelnder Betrachtung.

INHALT

Einleitung. S. 5—6.

I. Reise nach Sagradowka. S. 6—9.
Unterwegs. — Erster Eindruck von Münsterberg nach dem großen Unglück.

II. Die Mennoniten Sagradowkas unter dem Einfluß der Revolution und Okkupation. S. 9—16.
Arglosigkeit der Mennoniten beim Ausbruch der Revolution. — Einfluß der Okkupation: Die Bewaffnung der Mennoniten, eine Torheit und Gefahr. — Entwaffnung und spürbare Folgen der Militarisierung. — Landfrage. — Das Verhältnis der Mennoniten zu den Weißen. Aufstand gegen die Weißen: Machno!

III. Heimsuchung Sagradowkas. S. 17—23.
Gewitterschwüle vor dem Sturm. — Der Einfall: Ueberraschung und Vernichtung. — Gedanken über Ursachen und Wirkung.

IV. Geschichtliche Betrachtung über das Verhältnis der Kolonisten und Russen zu einander. S. 23—26
In der Vorkriegszeit. — Nationalistische Kriegshetze gegen die Kolonisten. — Während der deutschen Besetzung. — Die schwere mennonitische Verirrung.

V. Einzelschicksale. S. 27—38.
Auf der Flucht. — In Gnadenfeld. — In Orloff. — In Tiege. — In Münsterberg. — Das größte Opfer Sagradowkas.

VI. Schlussbetrachtung. S. 38—39.

Gedicht. S. 40.

Das ruſſiſche Reich hat ſeit ſeiner Entſtehung ſelten geordnete Zuſtände gehabt. Die Entwicklung dieſes Staates war nie eine glückliche. Oft verhinderten ſchickſalsſchwere fremde Einwirkungen ein harmoniſches Gedeihen, zum Beiſpiel während der Tatarenzeit vom 13. bis 15. Jahrhundert. Sehr oft jedoch wurde dem ruſſiſchen Volke Unglück verurſacht von Männern, die beſtellt waren, den Staat zu lenken.

Einige Jahrzehnte vor dem Weltkriege begann das Volk allgemein zu merken, daß die Beherrſcher Rußlands Ruhm und Größe nicht darin ſuchten, ſein ſoziales Wohlbefinden zu heben, ſondern nur an die Ausdehnung der geographiſchen Grenzen des Reiches dachten. Auch die hungernden Bauern wünſchten ihre Scholle zu vergrößern, aber nicht zu Ungunſten der Nachbarreiche, ſondern auf Koſten der Großgrundbeſitzer, deren Felder ſie jahraus, jahrein bearbeiteten, ohne einen Nutzen davon zu haben. Dieſem begreiflichen Volksbegehren gegenüber verhielten ſich die Machthaber dauernd feindlich. Haß aber erzeugt Gegenhaß.

So wurde die Revolution die notwendige Folge einer verkehrten Politik.

Die Geſchichte aller Völker lehrt, daß Revolutionen nur dann entſtehen, wenn die notwendige, natürliche Entwicklung gehemmt wird. Und ſie werden um ſo verhängnisvoller, je mehr die Entwicklung aufgehalten und je weniger die Volksmaſſe der Bildung zugeführt worden iſt. Demzufolge mußte die ruſſiſche Revolution verhängnisvoll werden. Das iſt tatſächlich eingetroffen.

Verwirrung der Gemüter, Verrohung der Inſtinkte, bedauerliche Unwiſſenheit, aufgepeitſchte Leidenſchaften, — alles das waren augenfällige Erſcheinungen beim Ausbruch der Revolution. Sie machten während der Uebergangszeit zu neuen Zuſtänden ein ordnungsmäßiges Leben unmöglich. Das Alte war unwiederbringlich vergangen, und ein neues Leben mit ihm entſprechenden Geſetzen konnte nicht alſogleich anerkannte Geltung finden. Die große Bewegung wuchs auch ihren neuen Führern über den Kopf, und ſo herrſchte zeitweilig jenes Chaos, jene Anarchie, die wie ein verheerender Wirbelwind im Lande wüſtete und die Menſchen zu Hunderten und Tauſenden — Schuldige mit Unſchuldigen — dahinraffte.

* * *

An einem Vorfrühlingstage des Jahres 1920 befand ich mich im Kaſtenwagen auf der Landſtraße, um am Abend des zweiten Reiſetages nach meiner Heimat Sagradowka zu kommen. Die Reiſe von der Altkolonie am Dnjepr nach Sagradowka am Ingulez war zu dieſer Zeit ein größeres Wagnis als ehemals eine Amerikareiſe. Die Unſicherheit der Straßen machte das Reiſen in der Tat unheimlich. Täglich kamen Morde vor in den Gegenden, die zu den Operationsgebieten des Bürgerkrieges gehörten. Es gab hier noch

keine befeſtigte Gewalt. Aber mit unwiderſtehlicher Notwendigkeit zog es mich nach der Heimat, da ich von furchtbaren Ereigniſſen gehört hatte, die ſich dort bereits vor vier Monaten zugetragen haben ſollten.

Mein Fuhrmann hatte Pferde, die ihm niemand neidete, und er ſelber glich eher einem Zigeuner, als einem Mennoniten aus der Alt-Kolonie. Er hatte drei oder vier Röcke übereinander angezogen, um trotz der Löcher die Blößen des Leibes überall zu verdecken. Unter der abgetragenen Schildmütze ſah das ſonnverbrannte, magere Geſicht hervor, umrahmt von einem ungepflegten, grauen Bart. Die kleinen, verhärmten Augen verrieten vollends, daß er zu den Aermſten des Landes gehörte. Ich ſelber ſah auch einem Burſchuj (Bourgeois), wie jeder Nichtarbeiter verächtlich genannt wird, wenig ähnlich in meinen ſackleinenen Kleidern.

Nur dieſem Umſtande war es zu verdanken, daß wir zwei Tage ungehindert auf der Landſtraße fahren durften.

Das Ziel unſerer Reiſe war nicht mehr fern. Aber die Sonne neigte ſich ſchon ſtark dem Horizonte zu, und die kleinen Pferde trabten immer unwilliger. Die Sonne ging unter, als wir das Ruſſendorf Scheſternja am Ingulez erreichten. Jenſeits des Fluſſes lag ſchon das Gebiet der Mennoniten, das unſer Ziel war. Aber die Brücke war vom Hochwaſſer zerſtört, und es galt eine Furt zu finden. Der Fluß hatte viel Waſſer zu dieſer Jahreszeit. Wir waren daher nicht unbekümmert, bis man uns eine geeignete Stelle zeigte. Das Waſſer drang in den Wagenkaſten, aber die Durchfahrt glückte. Schwer kam dann der Wagen in dem loſen Sande voran. Ich ſtieg ab und ging nebenher.

Im fahlen Lichte des aufgehenden Mondes lag Münſterberg vor mir. Voll bangender Erwartung ſpähte ich hinüber

nach jenem Dorf, über deſſen Schickſal ſchaurige Gerüchte nach der Altkolonie gedrungen waren. Langſam fuhr jetzt der Wagen in die ſandige Dorfſtraße hinein. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Kein Laut ringsum. Kein Hund ſchlug an. Kein Menſch ſchritt über den Hof, der vor mir lag. Eine grauſige Stille im Dunkel der Mondnacht!

Das Haus trug kein Dach mehr. Durch ſchaurig gähnende Fenſteröffnungen ſah ich ſchwarzberußte Innenwände. Unbeweglich umſtanden Bäume dieſe Mauern, die ehemals ein glückliches Heim geborgen hatten. Erſtarrt waren die Bäume ſeit dem Brande. Sie belaubten ſich nicht mehr. Wie ſtumme Ankläger ſtreckten ſie ihre dürren Aeſte gen Himmel. Der Mond ſtand blaß darüber, als ob auch ihn der Anblick in Schrecken verſetzte.

Ich ſah und ſann: ich kannte ihn, der dieſen Hof bewohnte. Was war mit ihm geſchehen? . . . Ein Käuzchen ſchrie durch die Nacht. Ich ſchrak auf. Der Wagen war weit vor mir. Ich beſchleunigte den Schritt. Aber ſeltſam, vor jedem neuen Torweg hielt es mich gewaltſam zurück. Jeder Hof erzählte dieſelbe traurige Geſchichte. — In mehr als einem war ich im verfloſſenen Sommer frohgemuter Gaſt geweſen.

Da lag die Schule. Auch ſie eine Ruine. Nur von meinem Schatten begleitet, ſchritt ich einſam bis ans Ende der Dorfſtraße. Dann wandte ich nochmals den Blick zurück. Eine ſchwere Traurigkeit legte ſich auf die Seele, dieweil ich erkannte, daß Münſterberg ausgetilgt war. —

In Altonau, dem nächſten Dorf, übernachteten wir. Ich kehrte beim Dorfſchulmeiſter ein und ließ mir bruchſtückweiſe berichten aus jenen Tagen, als „Väterchen Machno“ mit Tod und Verderben hier ſeinen Durchzug hielt.

Wie gelähmt hörte ich zu und vermochte die wirbelnden Gedanken nicht zu meiſtern. Den Gefühlen ließ ich ungehemmt ihr Wogen. Aber dann brach der Wille ſich Bahn, und ich faßte mich. Die Nerven erzitterten, und ich empfand ein dumpfes Tönen in mir, das mein Weh auslöſen wollte. Tief ins Innere bohrte ſich der Schmerz über die vielen Opfer der Heimat. Auch mein Freund war darunter. Unfaßbar, ja unmöglich erſchien mir der Gedanke, ihm unerreichbar fern zu ſein. Niemand kann ihn mir erſetzen. Kühn planten wir die Zukunft unſeres Mennonitenvolkes. Wir liebten unſere Heimat Sagradowka und fühlten uns mit ihr tief verbunden, auch wenn wir zürnend ſchalten, ſo oft der Torheit allzuwillig Ohr und Herz geöffnet wurden.

Wie iſt das Schickſal über Sagradowka hereingebrochen? Verſuchen wir einmal, all dem vorſichtig nachzuſpüren, was dem großen Ereignis vorangegangen iſt.

* * *

Die Mennoniten Sagradowkas ſahen die Revolution in Rußland kommen, ohne zu wiſſen, welche Umſtände ſie notwendig gemacht hatten, noch zu ahnen, wohin ſie führen würde. Sie löſte bei ihnen, wie bei allen deutſchſprechenden Koloniſten der Ukraine, zuerſt reine Freude aus: Das Enteignungsverfahren gegen ſie wurde aufgehoben. Die Zarenregierung, die den ſkrupelloſen Erlaß der Enteignung und Verbannung aller Deutſchruſſen des Südens herausgegeben hatte, war geſtürzt worden. Jeder durfte bleiben, wo er bisher gewohnt hatte. Dankbar begrüßten das die Mennoniten Sagradowkas. Sofern die Revolution ihnen günſtig war, wurde ſie von ihnen begriffen. Alles weitere Geſchehen war ihnen unfaßbar. Die Landfrage, die für den ruſſiſchen

Bauer ſo brennend war, bewegte ſie zunächſt nicht. Die elementare Wucht der Revolution ſchreckte die ahnungsloſen Mennoniten. Begreiflicherweiſe, denn bald war es leidenſchaftliche Roheit eines verarmten und geknechteten Volkes mit niedrigem Bildungsſtand, die vorherrſchend wurde. Als dann die deutſchen und öſterreichiſchen Truppen durch die Beſetzung der Ukraine die Revolution unterbrachen, begrüßten die Mennoniten die neuen Machthaber, in deren Gunſt ſie bald geraten ſollten. In Sagradowka hatte man ſich ebenſowenig um Weltpolitik gekümmert, wie in irgendeiner anderen Kolonie der Ukraine. Man ahnte daher nicht, daß die deutſch-öſterreichiſche Herrſchaft nur kurz und vorübergehend ſein würde.

Die Okkupationsmächte ihrerſeits taten alles, um ihnen den Glauben an eine Dauer ihrer Herrſchaft zu erhalten. Dies gelang ihnen um ſo beſſer, je mehr ſie ſie in beſondere Gunſt nahmen. Da die Zarenregierung die Koloniſten wegen ihrer fremden Abſtammung verfolgt hatte, nahmen ſie die neuen Machthaber in beſonderen Schutz. Ueberdies waren die Mennoniten keine Revolutionäre, von denen ihnen Gefahr drohte. Waren ſie doch ſelbſt unter dem Zarenregime ſtets folgſame Bürger geblieben, getreu dem Spruche: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!“

Den Koloniſten ſollte wirtſchaftlich aufgeholfen werden, verſprachen die Okkupationsmächte.

Die ruſſiſchen Bauern dagegen ſahen ſich um den Erfolg der Revolution, die ihnen die Einteilung des Landes bringen ſollte, betrogen. Sie waren unzufrieden, und die Gärung ging weiter. Deshalb führten die Okkupationsbehörden ihre Entwaffnung ſtreng durch.

Den deutſchen Koloniſten aber gaben ſie Waffen und Munition und unterwieſen ſie im Gebrauch der Waffen und in der Kriegführung.

Auch Mennoniten ließen ſich bewaffnen. In Sagradowka war es damit nicht anders als in der Molotſchnaja und in der Altkolonie.

Als ich um Weihnachten 1918 nach langen Jahren wieder nach Sagradowka kam, ſtarrten die Kolonien von Waffen. Man hätte ausrufen mögen: „Herr, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun!“

Sie hätten es wiſſen müſſen! Es gab Stimmen, die ihnen den Widerſpruch zum Vorwurf machten.

Durch 400 Jahre hin hatten ſie ſich zum Grundſatz der Wehrloſigkeit bekannt. 400 Jahre lang! Noch während des Weltkrieges war ihnen heilige Wahrheit geweſen: „Du ſollſt nicht töten!“ Verbrieften Rechten gemäß hatten ſie ferngeſtanden vom blutigen Frontkampfe. In andrer Weiſe, in harter produktiver Arbeit, hatten ſie dem Vaterlande gedient.

Für die Verweigerung des Waffendienſtes haben unſere Vorfahren gekämpft und gelitten. Der Grundſatz der Wehrloſigkeit war den Mennoniten ſtets heilig. In ihm ſehe ich die geſchichtliche Bedeutung des Mennonitentums ſchlechthin.

Wer ſo dachte, hat damals mit blutendem Herzen dem Waffentreiben der Mennoniten zugeſehen. Ich kam damals aus deutſcher Gefangenſchaft zurück, wo ich den Zuſammenbruch des Militarismus erlebt hatte. Hier nun ſah ich, wie derſelbe Geiſt wieder erſtand. Sollte ſich hier vielleicht dasſelbe traurige Drama abſpielen wie in Deutſchland?

Jeder Militarismus ist herausfordernd, so auch hier. Freilich ſollte die Bewaffnung nur ein Schutz gegen Ueberfälle sein. Aber die ruſſiſchen Nachbardörfer fühlten ſich verletzt, und die alte Feindseligkeit lebte wieder auf. Sie wai

im Kriege von ruſſiſchen Nationaliſten angefacht worden. Und die Militarisierung Sagradowkas trug nicht zur Verſöhnung bei.

Das Spiel mit den Waffen machte die mennonitiſche Jungmannſchaft, die sich von altpreußiſchen Offizieren drillen ließ, keck und teilweiſe ſogar abenteuerlustig. Der Gedanke eines Kleinkrieges ſchien manchem Jungen geradezu verlockend.

Die ruſſiſchen Bauern ſpürten dieſes Verhalten der Kolonisten heraus, beſonders, wenn es hie und da vorkam, daß deutſche Soldaten sich von Mennoniten führen ließen, ſo oft es galt, aufrührerische Elemente festzunehmen, die sich in Ruſſendörfern versteckt hielten.

Als dann die unvermeidliche Niederlage Deutſchlands kam, als infolgedeſſen auch die Ukraine geräumt werden mußte und die unterbrochene Revolution mit heftiger Leidenſchaft weitergeführt wurde — da ſahen ſich die Mennoniten in Sagradowka, wie die Kolonisten faſt überall, bald gänzlich vereinsamt und umbrandet von dem Haß der ruſſiſchen Nachbarn. Anfangs glaubten sie, ein Häuflein, die Banden abwehren zu können. Weil aber auch dieſe ſich einen politiſchen Anſtrich gaben, konnte man kaum mehr unterſcheiden zwiſchen Banden und politiſchen Kampforganiſationen, um so weniger, als auch letztere es an Disziplin durchaus fehlen ließen. Begreiflicherweise kamen die bewaffneten Mennoniten in Verdacht, gegen politiſche Parteien die Waffe erhoben zu haben und dadurch in den Bürgerkrieg eingetreten zu sein. Weil die Kolonisten nie revolutionär geweſen waren, am wenigſten die Mennoniten, galten sie jetzt um so sicherer für Anhänger des alten Regimes.—

Eines Tages ſahen ſich die Mennoniten Sagradowkas einem Zuſammenſchluß von elf angrenzenden ruſſiſchen Landbezirken gegenübergeſtellt, die gebieterisch die Entwaffnung verlangten, weil sie angeblich sich bedroht fühlten. Da gingen den Mennoniten die Augen auf, und sie erkannten die Hilfloſigkeit ihrer vereinſamten Stellung. Der inveſtierte Militarismus war ohnehin ſchon vielen unheimlich geworden infolge ſeiner Tendenz des Ueber- und Unterordnens, weil er den Geiſt der Brüderlichkeit untergrub. Er ſchien ihnen für die Seele mehr Schaden zu bringen, als die Waffen Nutzen brachten für die Erhaltung ihres Lebens und der materiellen Güter. Sie atmeten daher befreit auf, als die Waffen ausgeliefert wurden.

Seitdem raubten die Banden bei den Mennoniten mehr denn je. Wir litten darunter in Sagradowka. Aber Unrecht leiden iſt beſſer, als Unrecht tun.

Arme Ruſſen holten ſich Pferde, Kleider, Maſchinen und vor allem Landbeſitz, weil der Grund und Boden nationaliſiert worden war. Es hieß, das Land gehöre der Allgemeinheit, und jeder, der vom Ackerbau leben wolle, habe ſeinen Teil daran.

Gemäß dieſer Verordnung mußten die Mennoniten einen Teil von ihrem Landbeſitze abtreten. Ebenſo erging es der benachbarten lutheriſchen Kolonie von elf Dörfern.

Ueberall fügten ſich die Koloniſten nur mit großem Widerwillen dieſer ſtaatlichen Neuordnung. Sie liebten ihre neuen Ackernachbarn nicht. Es war ein bedauerliches Verhältnis zwiſchen ihnen. Man kann sogar von einem gegenseitigen Haß reden.

Inzwiſchen wogte der Bürgerkrieg auf und ab. Die Petljurowze wurden von den Bolſchewiki verdrängt. Dann folgten kleinere und größere Aufstände, und ſchließlich im Sommer 1919 drangen die Weißen oder Freiwilligen, unterſtützt von Auslandsmächten, ſiegreich vor.

Als auch über Sagradowka die „Weiße Welle“ kam, begingen die Mennoniten hier dieſelbe große Torheit wie ihre Glaubensbrüder an der Molotschnaja: ſie ließen ſich als Freiwillige von den Weißen anwerben und traten damit, obgleich nicht offiziell, ſo doch deutlich genug zu den Gegnern der russischen Bauern über.

Aber bald genug wurde offenbar, daß die Anhänger des Generals Denikin Rußland auf die Dauer nicht beherrſchen würden. Sie waren reaktionär und trieben als furchtbare Rächer mit jedem neuangezündeten Dorfe die Bauern in hellen Haufen zum Aufſtand. Beamte und Poliziſten verfuhren derart rückſichtslos mit dem Volke, daß es den Haß der Vertreter des alten Regimes deutlich empfand. Dieſer Haß aber wurde aufs heftigſte erwidert.

Es waren bei den Koloniſten zumeiſt junge, leicht entflammte Draufgänger, voll Abenteuerluſt, die ſich zu den Freiwilligen ſchlugen. Sie begriffen weder die Seele des ruſſiſchen Volkes, noch hatten ſie politiſches Verſtändnis für die Geſchehniſſe der Umgebung. Töricht handelten ſie, denn unter dem Zarenregime waren es dieſe Reaktionäre geweſen, die gegen die Koloniſten mit allen Mitteln gehetzt hatten. Aber auch die Alten widerſetzten ſich nicht mit Entſchloſſenheit. Als ich vor dem Anſchluß an die Weißen warnte, fand ich bei den Jungen kein Gehör und bei den Alten keine Unterſtützung. Später hat man mir recht geben müſſen, aber die traurige Wirkung der unbedachten Stellungnahme war da und erwies ſich verhängnisvoller als je einer ahnen konnte.

Von Tag zu Tag nahm die Aufſtandsgeſinnung gegen die Weißen zu. Auch in der Umgebung von Sagradowka. Weißgardiſten, die in dem lutheriſchen Nachbarbezirk ſtationiert waren, nahmen Erſchießungen vor in den aufrühreriſchen Ruſſendörfern. Es wird erzählt, Koloniſten ſeien dabei beteiligt geweſen: man habe deutſche Freiwillige zu den Erſchießungen kommandiert. Mennoniten ſind es wohl kaum geweſen, weil zu jener Zeit niemand von ihnen ſich dort befand. Es hat allerdings auch Mennonitenſöhne gegeben, die unter Anführung eines haßerfüllten Großgrundbeſitzerſohnes, namens Wieland, bei Strafexpeditionen an Aufſtandsführern Rache genommen haben. Irgendeinem Mennoniten Sagradowkas iſt jedoch eine ſolche Handlungsweiſe nicht nachzuweiſen.

Tadeln kann man die Mennoniten Sagradowkas dafür, daß ſie zu den Waffen gegriffen haben, ſtatt an dem Grundſatz der Wehrloſigkeit feſtzuhalten. Als gute Chriſten durften ſie ihren Nächſten nicht haſſen. Sie mußten ihn lieben, auch wenn er ihnen Leid zufügte. Sie aber machten gemeinſame Sache mit einer Soldateska, die wild raubte und mordete, obwohl wir den jungen Mennoniten nicht die gleiche Zügelloſigkeit zutrauen dürfen. Vielen von ihnen ſind über dieſem wüſten Treiben die Augen aufgegangen. Sie waren unter Menſchen geraten, deren Leben ihren Sittlichkeitsbegriffen widerſprach.

Plötzlich flammte der Aufſtand in allen Teilen der Ukraine auf. Ein ausgewiegt ſchlauer Räuber, der ſich Anarchiſt nannte, machte ſich dieſe Situation zunutze und ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung. Er war früher von den Weißen nach Wolhynien hinein verdrängt worden. Kühn

durchbrach er jetzt die Linie der Freiwilligen und durchzog die Ukraine in raſchem Zuge, überall die Fackel der Rache erhebend.

Es war Machno. Leicht fand er in den durch Krieg und Revolution demoraliſierten Maſſen, die gründlich begriffen hatten, daß ſie bisher immer und überall betrogen worden waren, ſolche Anhänger, die vor keiner Grauſamkeit mehr zurückſchreckten, am allerwenigſten jetzt, nachdem ſie die Rache ihrer Gegner ausgekoſtet hatten.

Nun löſte Machno den General Denikin in der Herrſchaft ab. Es war im Herbſt 1919. Machno hatte einen ungeahnten Zulauf von Bauern, die mit Denikin unzufrieden waren. Dieſer hatte ihnen das Land wieder abgenommen und ſie zur früheren Armut verdammt. Das wollten ſie ſich nicht gefallen laſſen.

Unter Machno, dem Anarchiſten, war jedes Verbrechen erlaubt. Den Anarchismus begriff man als ſchrankenloſe Freiheit und handelte danach. Jetzt flammte die Rache auf der Gegenſeite auf.

Die oben erwähnten Erſchießungen, die in einem Nachbardorfe unſern der lutheriſchen Wollost ſtattfanden unter angeblicher Beteiligung von Deutſchen, ſind Anlaß einer Tragödie geworden. Wahrſcheinlich haben die Bewohner jenes Dorfes dieſe Begebenheit ausgenutzt, um den aufgeſpeicherten Groll gegen die Deutſchen jetzt zu entladen und haben die Machnobanditen herbeigerufen.

In einem Aufruf las man um jene Zeit in Chortitza, die Koloniſten bei Apoſtolowo hätten ſich aufgelehnt gegen die Partiſanen, wie die Banditen ſich nannten, und Batjko Machno habe eine Expedition ausgeſandt, jene Koloniſten ſchonungslos zu beſtrafen.

* * *

In Sagradowka wußten die Mennoniten damals noch nicht, was ihnen drohte. Seit einer Woche lag allerdings eine vorahnend drückende Stimmung auf den Gemütern. Man hatte allerlei munkeln gehört. Poſt, Telegraph und Verkehr gab es nicht nach auswärts, und daher konnten ſie nichts Beſtimmtes von der Außenwelt wiſſen. Aber Gerüchte waren in allen Dörfern im Umlauf. Eines ſchauerlicher als das andere. In der Kronauer Wolloſt ſollten bewaffnete Banditen in einem Dorfe die Hofbeſitzer zu einer Beratung zuſammengerufen, ſie in eine Scheune geſperrt und mit Säbeln zerhackt haben. So lautete das Gerücht. Tatſächlich ſind dort aus Rache dafür, daß bei ihnen raubende Banditen erſchoſſen wurden, mehrere Koloniſten ermordet worden.

Die Aufregung war daher allenthalben groß in Sagradowka. Reitende Späher ſuchten die Verbindung zwiſchen den einzelnen Dörfern aufrecht zu erhalten, um beim Erſcheinen irgendwelcher Fremden ſich gegenſeitig vor Ueberrumpelung zu warnen.

Solchem Dienſte war der nebelige Herbſttag des 29. Novembers 1919 ſehr ungünſtig. Gegen Mittag erſchienen plötzlich viele Reiter und Droſchken in dem kleinen Dorfe Gnadenfeld.

In wenigen Augenblicken war jeder Hof beſetzt. Man hörte Schüſſe, Wehgeſchrei, dann vernahm man ein Kniſtern und Krachen im Gebälk, Rauch füllte die Straße und die Höfe und drang in die Gärten. Die Häuſer brannten. Menſchen lagen erſchlagen, verwundet und verſtümmelt umher.

Das war das grauſige Werk einer kurzen Stunde. Und nur einigen Männern gelang es zu entkommen und ihr Leben zu retten.

Ebenſo überraſchend erſchienen dieſe Unnennbaren im nächſten Dorfe Reinfeld. Auch hier wiederholte ſich dieſelbe grauſame Begebenheit.

Darauf begaben ſie ſich in das größte Dorf Sagradowkas, Orloff. Im Nu waren die 41 Höfe beſetzt und die Straßenausgänge von Reitern geſperrt. Niemand durfte mehr hinaus. Es kam kaum zu dramatiſchem Wortwechſel. Man verlangte Waffen, Geld, Speiſen, dann das Leben. Oft hieben die Wilden, ohne jemand anzureden, beim Eintritt in das Haus mit Säbeln auf den Wirt ein. Sie ſchändeten Frauen und Mädchen, wobei auch 13jährige nicht verſchont blieben. Weigerte ſich ein Mädchen, wurde es getötet. In Orloff ſind zwei Jungfrauen Opfer ihrer keuſchen Geſinnung geworden.

Die Möbel wurden umgeworfen, zerſchlagen und in den meiſten Fällen als Trockenholz benutzt, um den Brand zu entfachen.

Männer, Frauen und Kinder ſah man in die Gärten und auf die Felder fliehen, verfolgt von ſchrecklichen Reitern, die auf ſie Jagd machten, wie auf Wild.

Als die Banditen dieſes Dorf nach zwei Stunden wieder verließen, lagen 44 Tote und viele Verwundete in den Häuſern oder auf den Höfen herum.

In gleicher Weiſe wurde hierauf in Tiege gehauſt. Der Abend brach herein. Die wilden Geſellen ließen auch dieſes Dorf in Flammen zurück und ſetzten ihren Hunnenzug in der Richtung auf Münſterberg fort.

Es waren hier ſchon am Tage Reiter geweſen, die aus dem nahen Ruſſendorfe gekommen waren. Sie hatten ſich für Weißgardiſten ausgegeben, um das Verhalten der Koloniſten zu prüfen. Es war eine Liſt, die ſchon viel geübt und allbekannt war. Die Reiter erwarteten offenbar, daß

die Münſterberger ſie als Weißgardiſten mit beſonderer Freude aufnehmen und ſich ſomit als ihre Gegner verraten würden. Allein die Mennoniten verhielten ſich neutral.

Niemand in Münſterberg vermutete, was darauf folgen würde. Auf dieſes Hofdorf aber war es offenbar ganz beſonders abgeſehen.

In den vier erwähnten Dörfern wurden hauptſächlich Männer gemordet. Vereinzelt waren auch Frauen ums Leben gekommen. In Münſterberg dagegen wurden grundſätzlich alle getötet: vom Wiegenkinde an bis zum letzten Greiſe. Am Abend des 29. Novembers konnten ſich allerdings noch manche retten. Wer ſich rechtzeitig im Schilfe des Fluſſes oder hinter Büſchen in den Gärten verſtecken konnte, oder wer gar im Schutze des Nebels die Schluchten in der Nähe des Dorfes erreichte — kam mit dem Leben davon. Eine Familie gar hatte ſich in den Schornſtein geflüchtet, wo ſie die Nacht über ausharrte.

Am 30. November kamen die Banditen aus dem Nachbardorfe noch einmal zurück, weil am Vortage wegen der feuchten Witterung nicht alle Häuſer in Feuer aufgegangen waren. Es wird erzählt, die Bewohner des Nachbardorfes hätten die Banditen um die gänzliche Austilgung Münſterbergs gebeten.

Die Räuber fanden aber nicht leere Häuſer. Viele Flüchtlinge waren frierend aus ihren nächtlichen Verſtecken zurückgekehrt und hatten geglaubt, nun gerettet zu ſein. Diesmal konnten die meiſten nicht mehr entrinnen und wurden Opfer der mordenden Rotte. Einzelne wagten in Kähnen die Flucht, um das andere Ufer des Fluſſes zu erreichen und im ruſſiſchen Dorfe bei Bekannten Schutz und Rettung zu finden. Aber nur wenige von ihnen ſind am Leben geblieben. Sie wurden verraten und erbarmungslos

niedergemetzelt. Das ſpricht wieder für die Annahme, daß die Bewohner dieſes Ruſſendorfes den Mennoniten Münſterbergs nicht wohlgeſinnt waren, ſonſt hätten ſie die Geflüchteten vor den Machno-Banditen gerettet.

Vereinzelt waren Flüchtlinge aus Münſterberg in Altonau und Blumenort angekommen. Wie ein Lauffeuer ging durch die übrigen elf Dörfer die Kunde, daß auch ihnen das Schickſal Münſterbergs drohe. In aller Eile wurden Wagen beſpannt, und dann jagten die Geängſteten davon. Bald ſah man auf allen Landſtraßen fliehende Koloniſten. Die Armen ſuchten Zuflucht in den großen Ruſſendörfern Pawlowka und Michajlowka. Häuſer und Höfe waren fortan dem plündernden Raubgeſindel preisgegeben.

Das Gemetzel ſollte tatſächlich weitergehen.

Nicht in Altonau und Roſenort erſchienen jetzt die Machnowze, wie erwartet worden war, ſondern ganz überraſchend in Schönau. Auch hier waren die Mennoniten fluchtbereit. Dennoch wurden ſie überrumpelt.

Die großen Strohhaufen gingen in Flammen auf, und von dem Feuer wurden auch bald die Häuſer ergriffen. Damit nicht genug. Auch morden wollten die Wüſtlinge. Alles ergriff die Flucht. Aber die Machnowze ſprengten auf ihren Pferden hinterher und machten nieder, wen ſie erreichten.

Die übrigen Dörfer blieben verſchont. Warum? Welcher Umſtand rettete ſie? Es iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ermitteln. Wahrſcheinlich trifft die Vermutung zu, daß Weißgardiſten aufgetaucht ſind und durch ihr plötzliches Erſcheinen die Unholde zur Flucht veranlaßt haben. Uebermäßig groß war die Zahl der Machnowze nicht. Augenzeugen ſchätzten ſie auf etwa 300.

Wenig glaubwürdig iſt jedoch die Annahme, daß die Freiwilligen Denikins den Koloniſten zu Hilfe geeilt ſeien. Wäre es in ihrer Abſicht geweſen, die Mennoniten zu ſchützen, ſo hätten ſie es aus der Zentrale der lutheriſchen Wolloſt tun können, wo ſie in genügender Stärke lagen. Alles ſpricht dafür, daß die Denikin-Offiziere, die auch während des großen Krieges als Nationaliſten erbitterte Feinde der fremdſtämmigen Koloniſten waren, mit Schadenfreude zugeſehen haben, wie jene Beſtien unter den Mennoniten hauſten.

Dieſe Anſicht wurde ſpäter des öfteren beſtätigt von Leuten, die vorher den Freiwilligen großes Vertrauen entgegengebracht hatten.

Die Ereigniſſe ſeit 1914 hatten viele Anhänger des alten Regimes in nichts belehrt. Sie blieben, wie ſie waren: egoiſtiſch, rückſichtslos und dem Volke feindlich.

Dafür ein Beiſpiel. Einige Zeit ſpäter nahm ich einen fliehenden Offizier über Nacht in meinem Hauſe auf. Er ſprach ſich offen aus: „Wir können natürlicherweiſe die Fremdſtämmigen nicht lieben, aber die Klugheit gebietet uns jetzt, ſie für uns zu gewinnen.“ Ich verriet, daß ich ebenfalls kein Ruſſe ſei und erwiderte ihm: „Sie meinen, wenn der Mohr ſeine Pflicht getan hat, kann er gehen?“ Ein Achſelzucken war die Antwort.

Wahrlich, die Wiederkehr des alten Regimes wäre für uns ſehr wenig verheißungsvoll!

Am 29. und 30. November hatte ſich das furchtbare Geſchick an Sagradowka erfüllt. 214 Menſchen waren umgekommen und 6 Dörfer in Aſche gelegt. Verſtümmelte und Geſchlechtskranke blieben noch lange traurige Zeugen jenes furchtbaren Geſchicks. Am meiſten hatte Münſterberg gelitten. Hier waren 84 Menſchen umgekommen, davon 18 Frauen und 36 Kinder. Von etwa 30 Höfen war nur

einer vom Feuer verſchont geblieben. Aber die ruſſiſchen Nachbarn, deren Mitgefühl man hätte erwarten ſollen, zerſtörten auch dieſen letzten Hof noch und ſchleppten Dach und Boden davon.

Als Münſterberg vernichtet war, beanſpruchten ſie das geſamte Gebiet dieſes Dorfes. An der Austilgung ſind ſie offenbar intereſſiert geweſen. Es ſollen auch einige bei dem Ueberfall mitbeteiligt geweſen ſein.

Warum lag ihnen ſo viel an dem Dorfe Münſterberg? Die Erklärung liegt auf der Hand. Die bolſchewiſtiſche Revolution erfüllte den Traum des ruſſiſchen Bauern: das Land wurde gleichmäßig unter die ackerbautreibende Bevölkerung verteilt. Die Mennoniten Sagradowkas mußten dieſer Neuregelung gemäß einen Teil ihres Landes abtreten. Anfangs hatten ſie ſich dagegen empört, denn in ihren Augen war dieſe Landaufteilung eine Ungerechtigkeit. Aber allmählich kam ihnen die Erkenntnis, daß ſie ohne fremde Hilfe und ohne ausreichende Pferdekraft ihr Land nicht wie bisher bearbeiten konnten, denn Landarbeiter gab es nicht mehr. Ein jeder arbeitete jetzt auf ſeiner eigenen Scholle.

Sollte dieſe Beſitzregelung für immer ſo bleiben? Dieſe Frage trat jedoch bald zurück vor einer anderen. Die Ruſſen beanſpruchten von den Mennoniten den Teil ihres Landes, der ihren Wohnplätzen möglichſt nahe lag. Das war bei der Lage der Dörfer nicht angängig. Ein zuſammenhängendes Gebiet konnte die Wolloſt nicht abtreten. Jedes Dorf überließ innerhalb ſeiner Grenzen die vorgeſchriebene Fläche.

Münſterbergs Untergang findet ſeine teilweiſe Erklärung in dem Streit um die Ackernähe: die Ruſſen verdroß der weite Weg, den ſie nehmen mußten, um inmitten der

mennonitiſchen Wolloſt Sagradowkas ihre Felder zu beſtellen. Niemals jedoch hatten die Mennoniten gedacht, daß man ganze Dörfer austilgen würde, um dieſen Zuſtand zu ändern, obwohl dergleichen Drohungen gefallen waren. Und ſicherlich hätten ſich die Nachbarruſſen niemals zu ſolch einem grauſamen Vorgehen entſchloſſen, wenn ſie nicht durch fremde Hilfe ihre Anſprüche hätten befriedigen können.

* * *

Eine Disharmonie zwiſchen den Koloniſten und den ruſſiſchen Bauern beſtand ſchon lange und hatte verſchiedene Urſachen.

Da ich hiermit eine offene Frage berühre, deren Löſung den Mennoniten angelegen iſt, möge hier kurz eine Darſtellung dieſes Mißverhältniſſes folgen.

Schon lange vor dem Weltkriege ſah der ruſſiſche Bauer ſcheel auf den wirtſchaftlich beſſer geſtellten Koloniſten, der nur zu oft ſein Dienſtherr war.

Als Arbeiter wurde er zwar von den Mennoniten nicht ſo ſchlecht behandelt wie bei den Großgrundbeſitzern, aber er war auch hier dem kapitaliſtiſch Starken nur ein minderwertiger Untergebener und kein gleichgewerteter Bruder.

Solches Verhältnis war im übrigen Rußland noch weit ſchärfer ausgeprägt. Das war den Armen Rußlands eine Qual, die ſie ſchließlich nicht mehr dulden wollten. Sie ſtrebten eine Umwälzung an.

Da kam der Krieg. Das gab ſchlauen Nationaliſten willkommenen Anlaß, den Unmut des Volkes von ſich auf

die Fremdſtämmigen zu lenken. Die Chauviniſten hetzten den landarmen ruſſiſchen Bauer nicht gegen den Großgrundbeſitzer, ſondern auf den Koloniſten, der mit vielem Fleiß ſeinen Acker bebaute.

In Schriften, wie beiſpielsweiſe in dem infamen Werke „Rheingold“ oder in den Schriften eines gelehrten Fanatikers namens Bondar*), wurde gewiſſenlos geſchürt gegen dieſe Wehrloſen, die nicht mehr geduldet werden geſchweige denn Rechte haben ſollten.

Jeder Bauer mußte ſchließlich in ihnen nichts anderes als Verräter und Schufte ſehen.

Es kam bekanntlich dahin, daß dieſen loyalen Bürgern Rußlands, die in ihrer Naivität für den Vampyr-Zaren eifrig beteten, die Sprache ihrer Mütter, die Sprache ihrer Gottesdienſte und Gebete verboten wurde. Und endlich ordnete Zar Nikolaus, der mit Recht in der Geſchichte den Namen „der Blutige“ trägt, die Enteignung und Verbannung der Mennoniten an, nur weil ſie ehemals Deutſche waren. Vergebens wieſen ſie darauf hin, daß ſie ebenſogut als Holländer gelten konnten, weil viele ihrer Vorfahren aus Holland ſtammten.

Die ungerechte Behandlung während des Krieges war nicht dazu angetan, bei den Koloniſten Liebe zum ruſſiſchen Volke zu wecken. Feindesliebe ſucht man bei den meiſten Koloniſten, auch bei den Mennoniten, vergebens: dieſe hohe Stufe chriſtlicher Nächſtenliebe darf man bei den Koloniſten, deren Kultur hinter ihren ethiſchen Forderungen weit zurückbleibt, nicht erwarten.

---

*) S. D. Bondar: Die Sekte der Mennoniten in Rußland. Petrograd 1916.

Gemeſſen an der Betonung ihres entſchiedenen Chriſtentums ſollte man freilich ſolche ſittliche Größe bei ihnen vermuten dürfen.

Als im Jahre 1918 Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn die Ukraine beſetzten, wurde die bolſchewiſtiſche Landverordnung aufgehoben. Naturgemäß entſtanden dadurch in dem Verhältnis der Koloniſten zu den Ruſſen Schwierigkeiten, die auch von Mennoniten nicht immer im verſöhnlichen Geiſte beſeitigt wurden. Das brachte ihnen keine Sympathien bei den Ruſſen ein. Dieſe übertrugen ihren Haß gegen die Okkupationsbehörden nach deren Abzug auf die Koloniſten, weil dieſe bei jenen in beſonderer Gunſt geſtanden und Waffen zum Selbſtſchutz erhalten hatten.

Wie eingangs erwähnt, nahmen die Mennoniten Sagradowkas unbedenklich die Waffen an. Es trifft ſie ein doppelter Vorwurf deshalb. Einmal war es politiſch unklug. Dann aber widerſprach es ſchreiend ihrer bisher ſtets bekundeten Anſchauung über Wehrloſigkeit. Die ruſſiſchen Bauern wieſen auf dieſen Widerſpruch hin und nannten ſie Heuchler. Eine bittere Wahrheit hielt man ihnen vor: „Als unſer Rußland," ſo hieß es, „unſre Frauen und Kinder 1914 durch den Ueberfall gefährdet waren, da wolltet Ihr die Waffe der Verteidigung nicht nehmen. Aber nun es um Euer Eigentum geht, bewaffnet Ihr Euch." Das war allerdings ſehr beſchämend, da ihr Handeln weder von Staatserhaltungstrieb noch von wahrem Chriſtentum zeugte.

Die Verirrung vom Pazifismus zum Militarismus iſt für Mennoniten beſonders belaſtend. Haben wir nicht ſtets mit

berechtigtem Stolz auf unſre vierhundertjährige Ueberlieferung hingewieſen, die einen ſtrengen Pazifismus bedeutet? Und gerade in dem Augenblick, als infolge des beiſpiellos mörderiſchen Krieges der Militarismus in ſeiner ganzen Fluchwürdigkeit erkannt wurde und der Pazifismus mit nie dageweſener Werbekraft ſich auszubreiten begann, ſelbſt in Deutſchland — da verließen wir das hehre Ziel. Ein Mennonit, der den konſequenten Gedanken des Friedens aufgibt und den Krieg bejaht, richtet ſich ſelbſt. Er iſt fortan kein Mennonit mehr.

Zum Glück fanden die Mennoniten in Sagradowka ſpäter wieder zur alten Wahrheit zurück und bereuten ihre Verirrung aufrichtig.

Unwillkürlich taucht die Frage auf, ob das Schicksal Sagradowkas in dem Maße ſchwer ausgefallen wäre, wenn die Mennoniten ſich nicht zum Militarismus verirrt hätten. Ich ſage: nein! Die Mennoniten in Memrik verweigerten die Waffen, und auch dort iſt Machno durchgezogen. Er hat bei ihnen nicht ſo wüſt gehauſt. Gibt das nicht zu denken?

Ich will kein abschliessendes Urteil fällen. Wer vermag in diesem Falle genau Urſache und Wirkung gegeneinander abzuwägen? Jedenfalls erkennen wir eine Fülle innerer und äußerer Urſachen, die zu dem schlechten Verhältnis zwiſchen den ruſſiſchen Bauern und den mennonitiſchen Koloniſten Sagradowkas geführt haben.

Deſſenungeachtet bleibt die Heimſuchung Sagradowkas ein himmelschreiendes Unrecht, eine flammende Anklage gegen ſolche Zustände in der zivilisierten Menschheit.

* * *

Um die Heimſuchung der Mennoniten auf Sagradowka zu verbildlichen, möge jetzt eine Schilderung von Einzelſchickſalen folgen. Es ſind dies Beiſpiele, die ich hundertfach vermehren könnte, da ſich faſt auf jedem der 600 Höfe eine Tragödie abgeſpielt hat.

Nicht nur in den ſechs betroffenen Dörfern allein, auch in den übrigen erlebten die Mennoniten eine qualvolle Zeit. Mußte man nicht auch dort jeden Augenblick die Räuber erwarten, von denen die Flüchtlinge mit verſtörten Geſichtern erzählten? Iſt es nicht begreiflich, daß die erregte Phantaſie den Tod in allen Farben der Vorſtellung tanzen ließ, daß die Gemüter bis zur Betörtheit gespannt waren? Der Wirrwarr von Ereigniſſen und Gerüchten machte die Menſchen kopflos, und eine Panik unheilvollſter Art entſtand. Ziellos ſah man ſie in unregelmäßigen Haufen in die Steppen fliehen. Kinder klammerten ſich in Todesangſt an die Eltern, die unter der Laſt des Jammers, vor Ermattung und Erregung faſt zuſammenbrachen.

Ein Beiſpiel. Der Lehrer J. Bärg belaß kein Geſpann und mußte zu Fuß die Flucht ergreifen. Neben ihm ging ſeine kranke Frau, umgeben von ihren zehn Kindern, darunter ein epileptiſcher Krüppel. Ein Wagen nach dem anderen fuhr an ihnen vorbei, die denſelben Weg nach Michajlowka einſchlugen. Alles fliehende Mennoniten. Mit flehenden Blicken ſah die wandernde Familie den Wagenbeſitzern nach. Aber ſie wurde nicht beachtet. Endlich kam einer mit dem Herz des Samariters und nahm den Krüppel des armen Lehrers zu ſich auf den Wagen. Für mehr Perſonen fand ſich kein Raum, da bereits 11 auf dem Wagen ſaßen. Der Mann, von dem ich dieſes Beiſpiel habe, fügte hinzu: „Der barmherzige Samariter war hier auch keiner von denen, die lange Gebete öffentlich herſagen. Leviten und Phariſäer

waren achtlos vorübergefahren, auch wenn ſie Platz genug auf dem Wagen hatten. Sie dachten nur an ihre eigene Gefahr."

Doch nun zurück zu den überfallenen Dörfern! Gnadenfeld. Um arm und reich kümmerten ſich die Machnowze nicht. Gnadenfeld iſt eines der ärmſten Dörfer des Gebiets und hat doch nach Münſterberg am meiſten gelitten.

Als die erſten Reiter hier erſchienen, ging gerade ein Mann, namens Franz Iſaak, über die Strasse. Die Reiter winkten ihm aus der Ferne. Er ahnte jedoch nichts Gutes und floh vor ihnen. Da hörte er Schüsse, aber die Kugeln pfiffen an ihm vorbei, ohne ihn zu treffen. Er lief in einen Garten, um ſich zu verſtecken. Aber es war im November, und die Bäume hatten bereits ihr Laub verloren. Endlich fand er hinter den Gärten einen Graben, wo er sich verkroch. Bald hörte er Stimmen und Hufſchlag. Vorſichtig lugte er hervor und gewahrte zwei Reiter, die den Graben entlangritten. Unfehlbar mußten ſie ihn entdecken. Darum ſprang er heraus, um ſich im Schutze des Nebels in ſein Häus'chen zu retten; denn er hatte eine Frau und zwei kleine Kinder, die auf ihn warteten. Aber ehe er die Haustür erreichen konnte, wurde er von Banditen, die inzwiſchen alle Höfe beſetzt hatten, geſtellt und ins Haus gewieſen. Dann folgten sie ihm. Seine Wohnung war nur eine kleine Kate, aber nichtsdeſtoweniger verlangten die Räuber Geld und Kleider. Es nützten keine Einwände: ſie trugen unter Fluchen und Drohen das Letzte weg. Das Leben blieb ihnen noch. Aber womit ſollte man ſich von den nächſten Räubern loskaufen? Die Straßen füllten ſich immer mehr. Das Schreien, Fluchen und Schießen klang ſo bedrohlich, daß er an erneute Flucht denken mußte, wenn er ſich ſeiner Familie erhalten wollte. Es war bekannt, daß man die

Männer ſchonungslos ermordete. Kaum war er draußen, als er ſah, wie ſein Nachbar Kliewer blutüberſtrömt unter den Säbelhieben der Furchtbaren im Nachbargarten zuſammenbrach. Frau Kliewer ſchrie herzzerreißend. Im Nu eines Augenblicks verſchwand Iſaak, um ſich auf dem Dachboden zu verſtecken. Er vergrub ſich in der Spreu. Schon in der nächſten Minute ſprengten Reiter auf ſeinen Hof. Er vernahm ihr Schreien. Man rief nach ihm. Kliewers Schickſal tauchte vor ſeinen Augen auf. Noch tiefer verkroch er ſich. Der Atem wollte ihm ſchier ausgehen unter der Spreu. Schwere Tritte kamen die Bodentreppe hinan, ein Gewehrkolben ſtieß drohend auf. Nun fühlte er den Späherblick den Boden abſuchen. Regungslos verharrte er in todesbanger Erwartung. Die Minute wuchs zur Ewigkeit. Er fürchtete erſticken zu müſſen. Der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn. Er mußte den Kopf freimachen. Den Späher ſah er nicht; aber ein verdächtiger Brandgeruch durchzog den Bodenraum. Da ſtieg er herauf aus der Spreugruft; er wollte nicht verbrennen. Vorſichtig näherte er ſich der Treppe. Haus und Hof ſchienen verlaſſen.

Iſaak ſtieg hinab. Sein Haus brannte nicht, aber andere in der Nachbarſchaft. Im Vorgarten fand er ſeine Frau mit den Kindern. Der Lärm der Straße verhallte. Die Räuber zogen gerade zur Dorfſtraße hinaus.

Wie Träumende ſtanden ſie vor dem Wunder ihrer Rettung.

Auf anderen Höfen lagen die Männer erſchlagen, und troſtleere Augen ſahen in die Flammen, die ihre letzten Habſeligkeiten verſchlangen. —

In Orloff. Hier ſteht mein Geburtshaus. Als am 29. November Reiter durch die Straße ſprengten, machte meine Stiefmutter den Vater auf die verdächtige Erſcheinung

aufmerkſam. Bald kamen die erſten auf den Hof. Polternd ſtürzten ſie ins Haus und verlangten Geld. Ein Zögern machte ſie wild. Einer riß das Gewehr von der Schulter: „Glaubt Ihr, mir iſt die Kugel zu ſchade?“ rief er.

Vater verſuchte ſie mit der Ausſicht auf eine Mahlzeit zu beruhigen. Sie möchten ſich gedulden, ſeine Frau ſolle ſofort den Tiſch decken. Damit entfernte er ſich und floh in den Garten. Er verſteckte die Mutter in einem entlegenen Bretterhäuschen. Dann verſchwand er hinter der Maulbeerhecke.

Im Hauſe war nur noch mein Bruder Abram geblieben. Von ihm wurde die Auslieferung der Gewehre verlangt, die man ſeit jener törichten Bewaffnung durch die deutſchen Okkupationsbehörden immer bei den Mennoniten vermutete. Aber in einem unbewachten Augenblick, als die Banditen ihren Rundgang im Hauſe begannen, entfloh auch er und erreichte die Waldplantage hinter dem Garten. Auch hier von Reiterpoſten geſchreckt, ſuchte er auf dem Felde Rettung. Der Nebel war ihm günſtig.

Vom Feinde ungeſehen, kamen hier von allen Seiten junge Männer und Knaben zuſammen. Unter ihnen waren zwei meiner verheirateten und zwei jüngere Brüder.

Die Flüchtlinge mochten 2 km fortgekommen ſein, als plötzlich Reiter hinter ihnen erſchienen, die ſie verfolgten und bald einholten. Wie eine Schafherde wurden ſie zurückgetrieben.

Als ſie ſich der Waldung näherten, wagte mein Bruder Johann einen Sprung ins Dickicht, um zu entkommen. Aber ſofort nahm ein Reiter die Verfolgung auf. Unentwegt ſetzte er ihm nach, bis er ihn nach einer Jagd von beinahe einer halben Stunde erreichte und fortan nicht wieder freigab. Er quälte ihn wie die Katze die Maus. Er zwang

ihn, Strohhaufen anzuzünden, ſtand abſeits und ließ Johann die Zuverſicht gewinnen, daß er entkommen könnte. Sobald er aber die Flucht ergriff, kam ihm der Vampyr zu Pferd nach. Man hat Johann über viele Höfe und die Straße entlang laufen ſehen und hinter ihm her den Todesreiter. Dieſe Flucht bedeutet eine Dauerleiſtung, wie ſie nur ein ſelten kräftiger Menſch aufbringen konnte. Aber die ſchwebende Todesgefahr hat ihn ſchließlich verwirrt gemacht. Augenzeugen behaupten, daß allem Anſcheine nach die klare Ueberlegung ihn verlaſſen hatte . . .

Man fand ihn ſpäter auf einem fremden Hofe mit fünf Stichwunden in der Bruſt. Es muß ein ausgeſucht ſaddiſtiſcher Verbrecher geweſen ſein, der ſein Opfer ſo lange quälen konnte, um es ſchließlich noch mit kalter Waffe langſam zu Tode zu martern. —

Bruder Abram blieb beim eingetriebenen Haufen. Als er zuſammen mit den übrigen in die Dorfſtraße hineinkam, erkannten ihn zwei Banditen, die ihn zu Hauſe geſehen hatten. Sie nahmen ihn ſofort aufs Korn. Aber der Todgeweihte letzte mit einem mutigen Sprung über den hohen Straßenzaun und lief in den Garten hinein. Schüſſe fielen, aber die Kugeln trafen nicht. Durch Hecken und Gärten ging die Jagd auf ihn weiter. Endlich ſah er keine Rettung mehr: die Atemnot wurde ſo groß und die Kräfte wurden ſo gering, daß er die weitere Flucht aufgab. Blitzſchnell warf er ſich in ein Unkrautgebüſch, das in einem Gemüſegarten ſtehen geblieben war. Sein Verfolger hatte ihn aus den Augen verloren, ritt aber ſo nahe an ihm vorbei, daß ſein Pferd den Liegenden faſt mit den Hufen ſtreifte. Auf dieſe Weiſe entkam er dem Tode.

Mein Vater hatte auch im Garten Zuflucht geſucht, wie manche andere. Mein 13jähriger Bruder Bernhard hatte ihn

in einer Maulbeerhecke gefunden und war bei ihm geblieben. Plötzlich tauchten zwei Reiter auf, die ſie in der laubfreien Hecke bemerkten und barſch aufforderten, hervorzukommen. Bernhard entfloh jenſeits der Hecke, während Vater ſich erhob und ſtehen blieb. Ein Knall — und lautlos ſank er tot zu Boden. Unfern von ihm kauerten Frauen in einer Laube, die ſie natürlicherweiſe in dieſer Jahreszeit nicht ſchützte. Mit Entſetzen waren ſie Augenzeugen dieſes Vorganges geworden. Frau Janzen ſtand außerhalb der Laube. Man zielte auch auf ſie. Aber ehe die Schüſſe fielen, warf ſie ſich auf den Boden, und ſo pfiffen die Kugeln über ſie hinweg. Dieſes trug ſich in P. Wiebes Garten zu. Die Reiter waren offenbar dieſelben Räuber geweſen, die im Hauſe das alte Ehepaar auf ſeinem Krankenlager mit Säbeln umgebracht hatten. In zwei Stunden waren mir der Vater und zwei Brüder genommen.

Eine andre Tragödie aus Orloff. In einem Hauſe lag eine Frau totkrank. Ihr Mann, namens Peter Iſaak, ſaß an dem Sterbebett. Eine Schweſter der Kranken war mit ihrem Manne zum letzten Wiederſehen gekommen. Da ſtürzten auch hier die Machnowze herein. In raſender Wut begannen ſie das Vernichtungswerk. Zuerſt ſtreckten ſie den Gaſt, Isbrand Frieſen, mit einer Kugel nieder. Danach nahmen ſie die Verfolgung des Hausherrn auf. Er floh hinaus; aber ſchon in des Nachbars Garten ereilte ihn die tötende Kugel. Nun warfen die Unholde Stühle und Betten zuſammen, um das ſchöne, neue Haus anzuzünden. In letzter Minute trieben ſie die Totkranke, nur mit einem Hemd bekleidet, zum Hauſe hinaus. Auf dem feuchten, kalten Gartenboden brach die Sterbende nieder. Die Kinder zogen ihre Kleider aus, um die Mutter darauf zu betten. Bald hauchte ſie ihren letzten Atem in den Novembernebel aus.

Welch ein Bild bot ſich den armen Kindern! In ihrer Mitte die tote Mutter, weiter ab die Leiche des Vaters, vor ſich die lodernden Flammen, die erbarmungslos ihre Heimſtätte verzehrten . . .

Man hat ſie ſpäter wie andere Waiſen bei fremden Leuten zerſtreut im Orte untergebracht. Aber das grauenvolle Ereignis wurde zu einem unauslöſchlichen Erlebnis für die Kinder. Am meiſten litt die älteſte Tochter, ein begabtes und tiefempfindendes Mädchen von etwa 18 Jahren. Fünf Monate lang rang ſie: ihr Geiſt vermochte ſich nicht zurechtzufinden und ging in die Irre. Das Geſchick dieſes Mädchens iſt erſchütternd! Ihre Schweſter kämpft denſelben ſchweren Kampf. Vielleicht reichen die Geiſteskräfte aus, ihr Gemüt in die nötige Ruhe zu zwingen.

In Tiege. Im Hauſe des Arztes ſuchten die Banditen lange nach Koſtbarkeiten, die ſie dort vermuteten. Der Arzt beſaß an Reichtum nichts, als zwei ſehr ſchöne Töchter. Einer, der ſich Kommandant nennen ließ, ſtellte den Arzt vor die Entſcheidung, entweder ſein Leben zu laſſen oder ihm ſeine Tochter zur ſexuellen Befriedigung preiszugeben. Als er zauderte, opferte ſich die Tochter aus freien Stücken, um den Vater zu retten.

Nur wer die widerwärtigen Geſellen geſehen hat, kann die Ungeheuerlichkeit dieſes Vorfalls ermeſſen. Gewiſſenlos überfielen auch Geſchlechtskranke die Frauen, um ihren Opfern ein ſchreckliches Erbe zu hinterlaſſen.

Wie beklagenswert iſt erſt das Geſchick einer Frau, die ſchwanger wurde durch die Räuber! Wer kann die Gefühle einer Frau begreifen, die ein Kind zur Welt bringen ſoll, das einen Menſchen mit Räuberinſtinkten zum Vater hat?

Das Schickſal Wilhelm Martens in Münſterberg. Als die Machnowze in Münſterberg erſchienen, waren die Leute

zunächſt nicht mehr erſchreckt als bei früheren Ueberfällen. Man hatte ſich in der Zeit der Bürgerkriege an raubende Banden faſt ſchon gewöhnt. Sie pflegten roh zu ſein, aber man war ſtets mit dem Leben davongekommen.

Martens war als häufiger Delegierter in der Oeffentlichkeit bekannt. Seine Frau bangte um ſeine Sicherheit, weil man ihm ſchon oft von gegneriſcher Seite gedroht hatte. Drum bewog ſie ihren Mann, ſich diesmal im Garten unterhalb des Hofes verſteckt zu halten. Es war Abend, und er blieb unerkannt. Aber nicht lange litt es ihn fern. Das Brennen der Häuſer, das Schreien und Toben ließ ihm keine Ruhe. Langſam ſchlich er dem Hauſe näher, und als er vermuten konnte, daß die Fremden es verlaſſen hatten, eilte er auf die Tür zu. Aber ehe er ſie erreichte, ſtolperte er über eine Leiche. Es war ſeine Frau. Sein Herz ſchrie auf. Verzweifelt rief er zum Himmel. Seine Frau blieb tot. Plötzlich gedachte er ſeiner Kinder. Aber o Grauen! mit verſtümmelten Gliedern lagen ſie alle fünf in den Zimmern umher, das älteſte von elf Jahren neben dem jüngſten. Schützend mochten ſie die Hände gegen die Säbelhiebe geſtreckt haben im Verſuch ſie abzuwenden.

Von wildem Schmerz gepeitſcht lief Martens davon. Seine Sinne faßten nichts mehr. Er lief am Nachbarhauſe vorbei, wo abgehauene Kinderköpfe auf dem Fenſterbrett ſtanden und ſah ſie kaum. Sein Herz ſchrie weiter in maßloſem Weh . . .

Eine junge Lehrerswitwe erzählte mir viele Monate nach dem Vorfall, welch qualvollen Tod ihr Mann in Münſterberg erlitten hatte. Als er von Säbelhieben verſtümmelt niederbrach, ſetzten die Unmenſchen ſich an den Tiſch und tranken Branntwein, während ihr Opfer zuckend und röchelnd am Boden lag und mit dem Tode rang.

In derſelben Stunde kamen auch die Eltern dieſer Frau um. Man muß ſolch einer Frau ins Auge geſehen haben, um zu ahnen, welche ſeeliſchen Qualen ein feinempfindender Menſch erlitten hat in der Ueberwindung ſolcher Leiden.

Von einem Schickſal muß ich hier noch ſprechen, weil es für Sagradowka das bedeutungsvollſte iſt.

Heinrich Neufeld gehört auch zu den Opfern des 29. November. Das Leben dieſes unermüdlichen Idealiſten und ſtets ſchwer ringenden Kämpfers verdiente eine geſonderte Darſtellung. Wir können dieſem Manne, der ſein ganzes Leben den Mennoniten reſtlos gewidmet hat unſre Dankbarkeit am beſten dadurch bezeugen, daß wir uns ſein mannhaftes Wirken zur Nacheiferung vergegenwärtigen.

Heinrich Neufeld wurde 1917 in ſeine Geburtsheimat Orloff berufen. Er begründete auf allgemeinen Wunſch für die männliche und weibliche Jugend eine Fortbildungsſchule. Mit großem Erfolg wurde an dieſer Reformanſtalt Sagradowkas gearbeitet. Ein neuer Geiſt zog in die Jugend ein, und faſt könnte man von einer Jugendbewegung reden. Zielbewußt ſahen die jungen Menſchen ins Leben, das hehren Idealen gewidmet ſein ſollte. Heinrich Neufeld war die Seele dieſer Bewegung. Darum ging ſpäter mit ſeinem Tode dieſe Schule ein. Es hätte einer großen, ſelbſtloſen Perſönlichkeit bedurft, um ſie weiterzuführen.

Am Tage des Unheils ging der Unterricht wie immer ſeinen Gang. Plötzlich trollte ein Haufe Bewaffneter mit bloßen Säbeln in die Unterrichtsräume. Wie Betrunkene ſchlugen ſie um ſich. Die Lehrer hießen die Schüler nach Hauſe gehen. Auch Heinrich Neufeld begab ſich mit Büchern unter dem Arm auf den Heimweg. Seine Wohnung lag weit entfernt von der Schule, faſt eine Werſt weit. Er ſuchte nirgends Deckung, ſondern nahm wie gewöhnlich

den Weg die Straße entlang. Ein Weichen vor der Gefahr entſprach ſeinem Charakter ſo wenig, daß er vermutlich gar nicht daran gedacht hat. Plötzlich vertrat ein Räuber ihm den Weg. Es entſpann ſich ein Wortwechſel, den Abram Wiebe übermittelt hat:

„Wohin?“

„Nach Hauſe zu meiner Familie.“

„Wer biſt Du?“

„Ich bin Lehrer im Orte.“

„Dann gehe nicht weiter, ſonſt erſchlägt man Dich.“

„Warum denn?“

„Wir üben Rache. Aber wenn Du Lehrer biſt, gehe dort hinüber ins Schulhaus. Dann kannſt Du am Leben bleiben.“

Es war in der Nähe der Volksſchule. Neufeld folgte ſeinem Rat und blieb bei den beiden Dorfſchullehrern Töws und A. Wiebe.

Aber auch an der Volksſchule gingen die Plünderer nicht vorbei! Eine Gruppe nach der anderen kam herein. Die Lehrer zu beſchimpfen und mit dem Tode zu bedrohen, war offenbar eine Genugtuung für ſie.

Das Schulhaus lag hart an der Straße. Daher ſahen die drei vom Fenſter aus, was um ſie herum im Orte geſchah. Gegenüber lag ein Hof. Er gehörte Heinrich Siemens. Durch die offenen Türen und Fenſter drang Lärm herüber. Schüſſe fielen, und Siemens rief laut um Hilfe: vermutlich war er getroffen worden. Bald ſtiegen prasselnd die Flammen hoch. Nichts blieb erhalten auf dem Hofe; auch Siemens verbrannte in ſeinem Hauſe.

H. Neufeld hätte ſich verſtecken können; aber er saß da, in ahnungsſchwere Gedanken versunken, den Kopf in die Hand gestützt und verriet dann und wann, daß er an Frau

und Kinder dachte . . .

Nach zwei langen, martervollen Stunden ertönte ein Signal und nun ſammelten ſich die Räuber auf der Straße zum Abzuge. Droſchken mit Vierer- oder Sechſergeſpannen, Reiter auf friſch erbeuteten Pferden drängten ſich zuſammen. Es mögen drei- oder vierhundert Mann geweſen ſein.

Schon glaubten die Lehrer ſich gerettet. Da ſtürzten in letzter Minute noch einige blutlechzende Räuber mit ſchußbereiten Piſtolen ins Schulhaus. Heinrich Neufeld hielten ſie für einen Studenten. Wie ſie auf die Idee gekommen waren, iſt nicht gut erklärlich. Der 35jährige Mann hatte in der Tat ehemals in der Schweiz ſtudiert. Aber woran ſollten ſie das erkennen? Ein Student war jedenfalls in ihren Augen ein Todeskandidat. Aber auch die anderen beiden ſollten ſterben.

Ein Schuß — und Töws ſank tötlich getroffen um. Da trat Neufeld vor und rief den Mördern ins Geſicht: „Wofür?“ Statt Antwort fiel ein zweiter Schuß und Neufeld ward für immer ſtumm.

Den Tod vor Augen, ſank Wiebe auf die Knie und flehte die Mörder an, ſein Leben zu ſchonen: er habe Frau und Kinder. Dann verlor er die Beſinnung und erwachte erſt in einem anderen Zimmer. Sein Henker ſtand neben ihm und forderte ein Löſegeld. Wiebe bot ihm alles, was er hatte. So blieb er am Leben.

Töws und Neufeld waren tot. Neufelds Frage: „Wofür?“ war bezeichnend für ſeine ganze Art: Er beſaß ein ſittliches Rechtsempfinden, wie man es ſelten bei Menſchen findet. Sein Wirken in der Schule und in der Gemeinde, deren Prediger er war, kommt einem reſtloſen Einſtehen für andere, für die Gemeinſache, gleich.

Neufeld hinterließ eine Witwe und ſieben Kinder, von denen das älteſte 15 und das Jüngſte ein halbes Jahr alt war. Neufeld hatte in den letzten Jahren ſeine Familie knapp ernähren können. Nun ſollte die Not der Familie noch größer werden. Die Gemeinde zahlte ſchon einen Monat nach Neufelds Tode, der Witwe kein Gehalt mehr. Die Mennoniten Sagradowkas haben wenig ſoziales Empfinden. Es iſt nicht genügend vertieft und gepflegt worden, obgleich Heinrich Neufeld in ſeinen Predigten gerade ſolche tätige Nächſtenliebe zu wecken ſuchte. Seine Reden ſchlugen jedesmal ein. Sie beſchäftigten oft noch ſpäterhin die Gemüter. Aber er war lange ein Prediger in der Wüſte mit ſeiner Auffaſſung, die unſre Mennoniten vom Lippendienſt zum werktätigen Chriſtentum, zu einer höheren Ethik führen wollte. Neufeld war kein Mann der Halbheiten. Er vertrat ein entſchiedenes Chriſtentum, ein Tatchriſtentum. Er ſtand auf ſo hoher Warte, daß ſelbſt viele Prediger Sagradowkas ihm in ſeinen tiefſten Reden nicht folgen konnten, ihn mißverſtanden oder gar verurteilten. Das beirrte ihn aber nicht, wiewohl er oft ſchwer darunter litt.

Nicht für ſeine Perſon, wohl aber für eine gemeinnützige Sache konnte er mit der größten Entſchiedenheit eintreten und mit dem Enthuſiasmus eines Idealiſten verfechten.

Neufeld wollte keine neue Sekte hervorrufen, wozu manche ſeiner Freunde Neigung hatten. Er bedauerte, daß es deren ſchon zu viele gab. Gerade dahin ging ſein Beſtreben, nicht trennend zu wirken, ſondern zuſammenzuzuführen und zu verſöhnen

Auch die Verſöhnung der ſozialen Klaſſen lag ihm am Herzen. Oft trat in Sagradowka unter Mennoniten als eine Folge der Revolution eine häßliche, unbrüderliche Scheidung zwiſchen Begüterten und Armen in die Erſcheinung. Die

Beſitzenden räumten den Beſitzloſen nur ungern das Stimmrecht ein bei Gemeindeberatungen, wie es von den Bolſchewiki anbefohlen war. Dann tat ein beſonnenes Einwirken von der Predigerkanzel oft not.

Heinrich Neufeld hatte durch ſeine unermüdliche Tätigkeit in der Gemeinde und durch ſeine Arbeit als muſtergültiger Pädagoge alle ernſt denkenden und brüderlich-chriſtlich fühlenden Wahrheitskämpfer auf ſeine Seite gezogen. Um ihn als Mittelpunkt begann ſich ein lebendiges Streben zu entwickeln, das immer weiter in die Reihen junger Männer drang und verheißungsvoll war. Da, als man Neufeld am wenigſten entbehren zu können glaubte, kam die Frevlerhand und nahm ihn uns weg. Seine Freunde ſtanden verlaſſen, und ſelbſt ſeine früheren Gegner haben mir ausdrücklich bekundet, daß ſie zu ſpät ſeine Bedeutung für Sagradowka erkannt hätten.

Sein Leib iſt tot, aber ſein Geiſt lebt kräftig fort. Ich hörte Männer wörtlich ſagen: „Wir wollen ſein Werk fortſetzen." Und ich glaube, daß es die beſten Männer Sagradowkas waren.

* * *

Schlußbetrachtung.

Die große Trübſal hat alle Mennoniten in Sagradowka tief aufgerüttelt. Sie müßten geläutert den Entſchluß faſſen, ein neues beſſeres Leben zu beginnen. Aber jeder Menſchenkenner weiß, daß auch der beſte Vorſatz unausführbar bleibt, wenn der Menſch nur ein Andachtschrist zu ſein vermag und ſich nicht tatſächlich übt im Werkchriſtentum. Dies bedingt eine tiefe ethiſche Weltanſchauung, einen im Guten unbeugſamen Willen, eine unnachſichtige Selbstkritik und ein Handeln, das ſich jederzeit verantworten kann.

Dieſe Stufe ethiſcher Kultur iſt leider bei den Mennoniten Sagradowkas noch nicht vorhanden.

Die gegenwärtige Notlage Sagradowkas iſt deshalb nicht nur darin begründet, daß durch Machno ein ganzes Dorf ausgerottet wurde, viele Menſchen verwaiſt, verwitwet und obdachlos geworden ſind, ſondern auch in der ethiſch-ſozialen Hilfloſigkeit.

Neuerdings verſchärft ſich das Elend noch durch die Hungersnot, die auch in Sagradowka immer mehr in den Vordergrund tritt.

Vielleicht werden die Mennoniten Amerikas, auf deren Veranlaſſung ich dieſes Manuſkript veröffentliche, auch an Sagradowka denken, wenn ſie an der Linderung der ruſſiſchen Not arbeiten.

Ich suchte Dich!

Wir waren draussen auf dem Friedenshof.
Da ist ein Massengrab schwarz aufgeschüttet.
Ich lese oftmals alle Tafeln ab
Und bebe, wenn der einen ich mich nahe,
Die ich zwar suchen, doch nicht finden wollte.
Heinrich Neufeld liegt an diesem Ort begraben.
Das Auge irrt, die Schrift verlischt,
Der Atem stockt — das Sein wird zum Problem.
Und lauschend höre ich, wie Schritte gehn:
Er ist's! er will zu mir, weil ich ihn suchte!
Ich warte bang . . . . Minuten werden Ewigkeit!
Ein Flügelschlag! Dann Stille ringsherum.
Die Dohle hat am dürren Ast gehackt.
Ich wende mich zurück. Das Grab liegt hinter mir.
Die Sehnsucht täuscht mir vor: Sein Tod ist nur ein Traum.
Daheim will ich ihn wiederfinden! —
Ich fand ihn nicht. Und öde wurde mir die Welt.
O Mörder, höre ewigfort: gib her das Leben!
Was tatest du, o armer Wicht!
Vor deine Seele treten seine Kinder.
Erträgst du ihren schmerzgetränkten Blick?
Und sieh, sein Weib tritt gramgebleicht hinzu.
Wo willst du Ruhe finden vor dem Fluch der Tat!

Druckerei M. Wilkens
Emden, Kirchstrasse

BX
8119
U4N3

Navall, Dederich
Mennonitentum in der Ukraine

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 19 25 09 004 5